Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 45

Artikel: Der Fische von Vira

Autor: Zulliger, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644967

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

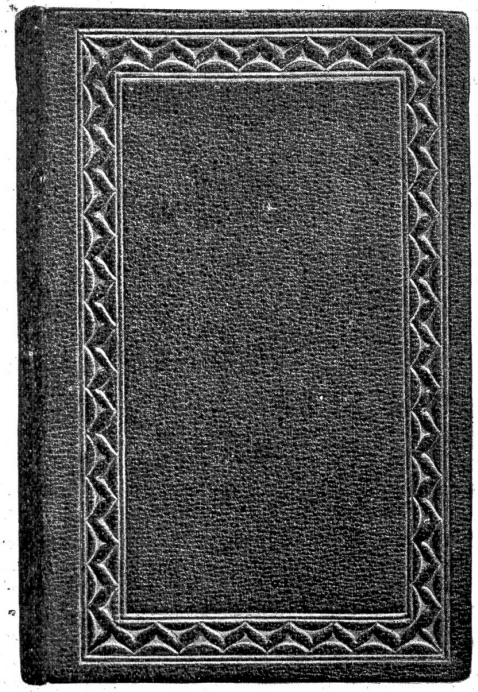
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

folgt die Künstlerin durchaus dem Zuge der Zeit. Wir ersehen dies am besten aus ihren Bucheinbänden, in denen



Grüner Saffian mit Handvergoldung.

sich ja bekanntlich die große stilgeschichtliche Entwicklung am deutlichsten reflektiert. Auf eine Zeit der Romantik, in der das Malerische am Buche besonders betont wurde, folgt ein Streben nach geschlossener Einheit, nach formaler Reinheit — die Komposition dringt auch hier wie in der Architektur immer mehr durch. Einfache Eleganz mit charakteristischem Ornament herrscht vor. Man darf es dem Einbande nicht ansehen, daß diese Einfachheit viel Mühe gekostet hat, sie will selbstverständlich erscheinen. Der Käufer mit verfeinertem Geschmacke bezahlt heute nicht mehr den Aufwand an Material und Ornament, sondern die „Kunst". Materialgerecht, einfach, solid sind Vorzüge, die sich den Hauserschen Arbeiten nachrühmen lassen. Die Liebe und das Verständnis, mit welchen sie ihre wirklich hervorragenden Umschlag- und Vorsatzpapiere herstellt, ihre Leder beizt, wollen besonders erwähnt sein. Fein gestimmt paßt sich die Hülle dem Buchtexte an, spielende, leichte Farbentöne fesseln den sprudelnden Humor von Rudolf Hans Bartsch, in tiefen, kräftigen Farben leuchten einem die Briefe Weltis entgegen. Fräulein Hausers Kunst eignet sich für den Gebrauch, was wir ihr gerne hoch anrechnen. Vom einfachsten Pappband bis zum vollendeten Prunkstück in Leder sucht sie der praktischen Verwendbarkeit gerecht zu werden. Man beachte z. B. nur an ihren Büchern die handgestickten, im vollendeten Kapital eingefaßten Kapitalbändchen im Gegensatz zu den eingeklebten Maschinen-Seidenbändchen der gewöhnlichen Buchbinderarbeit — hier erst zeigen sich eben nicht nur die Finessen der Dekoration, sondern auch der Technik und der Brauchbarkeit. C. B.

Sehnst du dich nicht auch oft?

Sehnst du dich nicht auch oft nach jener Stunde,
Die von den Augen dir die Binde hebt,
Daß dein verklärter Blick zum tiefsten Grunde
Der schrankenlosen Ewigkeiten strebt,
Nach jener Stunde, die dein Ende ist,
Weil du nicht menschlich mehr und elend bist?

Hans Wagner („Singen und Sagen").

Nix und Schratt.

Und als das Herbstlicht lag im Moos,
Da küßten sich Nix und Schratt.
Sie breitete ihr Wellenhaar
Zur süßen Lagerstatt.

Dann spann er seinen Zottelleib
Um ihrer Glieder Zier —
Sie kicherte und krauelt' ihm
Den Struppelbart dafür.

Die Sonnenringlein kletterten
Empor an Ast und Kron —
Und als das letzte schwinden wollt',
Da stob die Nix davon.

Und fröstelnd dehnte sich der Schratt
Und hinkte durch Busch und Schacht —
Vor ihm ein grauer Nebelstreif,
Und hinter ihm die Nacht.

Hans Wagner („Singen und Sagen").

Der Fischer von Vira.

Von Hans Zulliger.

In Vira am Langensee lebte einst eine wunderschöne Jungfrau. Sie hatte Zöpfe wie die Nacht so schwarz und so lang, daß sie darauf sitzen konnte. Ihre Wangen glichen dem matten Elfenbein und ihre Lippen leuchteten wie eine Nelke von Muralto. Wer sie gehen sah, verglich ihren schlanken Körper mit einem biegsamen Schilfrohr. Ihr Vater war ein vom Schmuggel sehr reich gewordener Krämer und einer der angesehensten Männer des Dorfes. Das Gold hatte sein Herz hart und hochmütig gemacht.

Zur selben Zeit lebte im Dorf ein armer junger Fischer. Dunkle Locken hingen ihm in die sonnverbrannte Stirn. Er hatte Augen, die waren tiefer als der See, und er war stark und mutig, daß er weder Welle noch Sturm fürchtete.

Es geschah, daß sich der arme Fischer und das reiche Krämermädchen lieb gewannen und daß sie sich nachts heimlich in den Rosenlauben am Berghang trafen.

Der Krämer vernahm das von bösen Zungen und verbot seiner Tochter den abendlichen Ausgang. Sie mußte beim trüben Oellicht einsam im Laden sitzen und Zucker packen. Lange konnte sie mit ihrem Geliebten kein Wort mehr reden. Sie sah ihn bloß draußen auf dem See in seinem Boote, wie er die Netze legte und abends die Laternen anzündete, die ihm im Morgengrauen Wegweser sein sollten, wenn er seine Netze heben ging.

Eines Abends aber blickte sie vergeblich nach den Lichtern im See. Schwere Wolken hingen fast auf die Hausdächer herab und verdeckten Mond und Sterne. Maria öffnete das Fenster ihres Kämmerleins, weil die dumpfe Luft sie nicht einschlafen ließ. Da erschreckte sie ein Stein, der zum Fenster hereinflog. Mit einem verhaltenen Schrei sprang sie auf und schlich hinter die Vorhänge. Nichts regte sich. Nur die Wellen schlugen leise plätschernd an die Ufermauer, und sie glaubte auf dem dunkeln Wasser einen Schatten verschwinden zu sehen. Als sie zurücktrat, stieß sie an den Stein. Sie hob ihn auf und fühlte, daß ein Zettel darum gebunden war. Beim Schein der Kerze las sie die Botschaft ihres Geliebten.

„Morgen abend nach dem Wächterruf bei der Bank unter der Laube. Martino."

Maria küßte den Fetzen und verbrannte ihn. Die ganze Nacht entwarf sie fieberhafte Pläne, wie sie ihren

Vater täuschen und Martino sehen könnte. Erst gegen Morgen fand sie eine schwere Ruhe. Als sie am Vormittag in die Küche hinunterstieg, sagte ihr die alte Magd, der Vater sei früh nach Bellenz gefahren und komme erst am andern Tag heim. Er wolle mit Graubündner Säumern einen Handel abschließen. Maria atmete auf. Nun stand dem Wiedersehen nichts im Wege, und die Alte würde sie nicht verraten, das wußte sie.

Ihr Geliebter war schon da, als sie zur Laube kam. Lange küßten und liebkosten sie sich, dann aber sprach er:

„O, Maria, ich will in die Fremde ziehn und reich werden wie Dein Vater, daß er mich nicht mehr wegen meiner Armut verachte. O, meine Liebe, willst Du auf mich warten, bis ich zurückkomme und zu Deinem Vater sprechen kann, wie zu meinesgleichen! Sieben Jahre! Willst Du, Maria! Willst Du?"

Sie weinte und umarmte ihn und versprach ihm ewige Treue.

„Ewig, ewig, ewig!" sagten sie miteinander und hielten sich umschlungen.

Da ging ein Mann im schwarzen Mantel an ihnen vorbei und ein lautes Lachen schreckte die beiden auseinander. Abschied nehmend flüsterte er ihr zu: „Sieben Jahre!"

Maria huschte durch die schlafenden Gassen. Vor der Haustüre blickte sie noch einmal auf den See hinaus und flüsterte selbstvergessen:

„Ewig, ewig, ewig!"

„Ha, ha, ha!" hohnlachte es hinter ihr.

Mit wildem Angstschrei warf Maria die Türe hinter sich ins Schloß. Der Mann im schwarzen Mantel war noch einmal an ihr vorübergegangen.

* * *

Der Morgen fand den jungen Fischer nicht mehr in Vira. Sein Haus war verschlossen, niemand wußte, wohin er gegangen war.

Das Mädchen ging mit verweinten Augen umher und hatte das Frohsein verlernt.

Es dauerte aber nicht sieben Jahre, bis Martino heimkam. Er hatte Glück gehabt. Von Venedig war er nach Byzanz und um die halbe Welt gekommen. Nach drei Jahren kam er als reicher Mann von Paris über den St. Bernhard seiner Heimat zugereist. Er sann an seine Liebste, an ihre Schönheit und an ihre Treue. Wie froh war er, daß er sie nicht sieben lange Jahre hatte warten lassen müssen!

* * *

Martino ritt eines Abends gegen Ascona zu. Dort wollte er sein Pferd zurücklassen und in einem Schifflein über den See fahren. In einigen Stunden hoffte er bei seiner Liebsten zu sein, trotzdem schwarze Wolken am Himmel jagten und ein Sturm den See aufrührte. Marias letzte Worte tönten ihm noch im Ohr und gaben ihm den Mut zur gefährlichen Ueberfahrt. Leise und innig sprach er sie aus:

„Ewig, ewig, ewig!"

Hinter ihm ertönte Gelächter. Ein Mann auf schwarzem Rosse holte ihn ein und Martino sah stechende Augen in einem dürren Gesicht.

„Nicht so eilig, mein Bübchen," rief der Schwarze, „Dein Schätzchen schläft süß in den Armen des Avvocato Mazzoni! Gute Nacht, Söhnchen!"

„Lügner," schrie Martino in ohnmächtiger Wut, „erbärmlicher Lügner! Maria ist treu, so wahr ich noch diese Nacht durch Sturm und Welle zu ihr hinüberkomme!"

„Versuch's lieber nicht!" höhnte der andere zurück, „im Wirtshaus zu Ascona weiß ich ein Liebchen, geh', schlaf bei der, die gibt auch warm und macht Dich Treue und Ungewitter vergessen!"

Vergeblich versuchte Martino, beim Wirt ein Boot zu erhalten.

„Das hieße Gott versuchen," sprach er, „morgen, wenn der See wieder ruhig ist, magst Du fahren!"

Unbeachtet schlich sich Martino weg, löste ein Schifflein und stieß vom Ufer, indem er rief:

„Ewig, ewig . . ."

„Du wagst es, Unglückseliger," schrie ein Mann mit gewaltiger Stimme, der im schwarzen Mantel am Strande stand.

„Sieben Jahre!" rief Martino und ruderte zu.

Ein Blitz fiel vom Himmel. Dann noch einer und noch einer und dann eine Hölle von Blitzen. In Vira liefen die Leute mit Laternen herum. Ein Boot sei in Gefahr, behauptete der Wächter, er habe rufen hören. Einige Tollkühne wagten sich auf den See, aber sie kehrten unverrichteter Dinge und halb tot vor Müdigkeit zurück.

Spät kam der Morgen. Da sahen die Fischer einen Mann in einem Boot, der eifrig gegen das Ufer ruderte. Er hatte den Rock ausgezogen und die Spitze seines Schiffleins war nach der Kirche gerichtet. In einer Viertelstunde konnte er ans Land stoßen. Merkwürdigerweise kam das Schifflein nicht näher. Es vergingen zwei, drei, fünf Stunden. Es wurde Nachmittag und Abend, und trotzdem der Mann mit aller Kraft ruderte, blieb er immer am selben Fleck. Man wollte ihm Hilfe bringen; aber es gelang nicht, in seine Nähe zu kommen. Man nahm den Priester und das Bildnis der heiligen Mutter Gottes mit; denn jedermann war überzeugt, daß der Aermste auf dem Wasser behext war. Man las Messen und wallfahrtete zur Madonna del Sasso. Alles nützte nichts. Der stumme Mann im Boote blieb; Wochen, Monate lang. Schon drei Jahre lang. Den Leuten am See war er etwas Alltägliches geworden, als müsse es so sein. Der Wächter aber versicherte, daß er am Jahrestag jener Gewitternacht immer rufen höre:

„Ewig, ewig, ewig!"

und ein gräßliches Gelächter diesen Worten folge.

Am vierten Jahrestag standen die Viraner dicht gedrängt am Ufer und lauschten in die Nacht hinaus. Auch die Vornehmsten waren gekommen, unter ihnen der Advokat Mazzoni mit seiner Frau. Maria trug ein seidenes Tuch in knisternden Falten um ihre Schultern geschlagen. Ihre Lippen waren noch röter als die Nelken von Muralto und ihre Augen blickten neugierig wie ein Zicklein vom Tamaro. Da wehte der Wind klagende Laute vom See her:

„Ewig, ewig, ewig!"

„Martino," schrie die Frau des Avvocato auf und ließ den Arm ihres Gatten fahren.

„Sieben Jahre," tönte es wieder aus der Nacht.

„Ich komme," rief sie.

Schon war sie in ein Boot gesprungen und die Ruder klatschten ins Wasser.

„Maria!" rief es wieder und sie schrie zurück:

„Martino!"

Der Avvocato gebärdete sich wie toll. Er sandte seiner Frau sofort alle Boote nach; sie holten Maria aber nicht ein. Indes die Männer immer gleichweit von dem Verhexten entfernt blieben, kam sie ihm näher und näher.

Am Morgen sah man die beiden nicht mehr. Auch ihre Boote waren verschwunden. Die Leute behaupteten, daß die Wasser sich geöffnet hätten, als Martino und Maria sich trafen, und sie samt ihren Fahrzeugen in die Tiefe gerissen wurden. Ueber die Wellen sei ein Mann im schwarzen Mantel hohnlachend in der Richtung nach Ascona verschwunden.

Lange Zeiten wagte sich am Jahrestage dieses schauerlichen Geschehnisses kein Mensch von Vira auf den See, und die Alten wollen wissen, daß man noch heute in den Gewittern oft jenes Stöhnen und Lachen von damals höre.

Nachdruck aller Beiträge verboten.